

Vater Alexei, der Pope.

Eine russische Geschichte von Friedrich Meißner. (Nachdruck verboten.)

I.

Den ganzen Tag war ein dichtes, wirbelndes Schneegewitter gewesen, am Abend aber hatte es aufgehört, infoweit wenigstens, als der graue Januarsimmel keine Floden mehr herabschüttete; der Wind jedoch stürmte nach wie vor und trieb den gelassenen Schnee in flatternden Wolken über die Felder und durch das Dorf. Er heulte um die Gassen von August Hermanns Hause und ließ nur an der Vorderseite desselben ein geschütztes, dreieckiges Plätzchen, wo die Schneedecke ruhig und ungestört liegen blieb. ...

Der Abend war funder und grimmig kalt, innerhalb des niederen Hauses aber herrlichte Licht und Wärme. August Hermann war kein Russe, sondern ein Deutscher, und hatte als solcher sein Heim so traulich und behaglich als möglich eingerichtet. Dasselbe bestand aus einem vorderen und einem hinteren Räume, während im Allgemeinen die russischen Bauernhäuser sonst nur einen einzigen Raum enthielten. ...

Am Tische, den Rücken dem Dien zugewandt, saß an jenem kalten Januarabend Vater Alexei, der Pope des kleinen Dorfes. Auf der andern Seite des Tisches stand der Hausherr, ein junger, frisch blühender Mann mit blondem Bart. Derselbe hatte vor anderthalb Jahren eine hübsche junge Russin heimgeführt, und das zufriedene Glück, welches von seinen ehelichen, männlichen Söhnen strahlte, hatte seinen Grund in der Vaterschaft, deren er sich seit einigen Tagen erfreuen konnte. ...

„Erinnerst Du Dich noch, Väterchen,“ sagte er zu dem Priester, „wie Dir im vorigen Winter die Wölfe bis in Dein Gehöft kamen?“

Er legte bei diesen Worten die Hand auf ein Paket, welches vor ihm auf dem Tische lag. „Ja,“ antwortete der Pope, „ich erinnere mich.“

„Nun, siehst Du, da habe ich gedacht, daß Dir eine Pistole nicht unwillkommen sein würde, und habe Dir eine aus Klein mitgebracht, und zwar eine mit sechs Käufern.“

„Eine Pistole mit sechs Käufern?“ sagte der Priester mit ungläubigen Mienen. „Mit sechs Käufern?“ wiederholte der junge Mann wichtig. Er nickte das Paket auf und nahm den blitzblanken Revolver heraus. „Da schau her,“ sagte er. Der Priester nahm die Waffe in die Hand und betrachtete sie sorgfältig. ...

„Ich danke Dir, August Hermann,“ sagte er endlich. Dann zeigte sich ein humoristisches Lächeln auf seinem runden Antlitz. „Meine alte Annsija wird sich vor dem Dinge elend fürchten,“ nickte er.

August Hermann nickte zustimmend. „Und hier ist der Ladestock,“ fuhr er fort. „Ich will Dir nun zeigen, wie man mit dem Dinge umgeht.“

Er zog einen der schweren Holzstühle herbei, ließ sich neben dem Priester nieder, und bald waren die beiden Männer eifrig in die Geheimnisse der neuerfindenen und in jenen Gegenden bisher noch unbekanntem Schußwaffe vertieft. ...

„Eine merkwürdige, aber sehr gute Pistole,“ sagte der Priester. „Da ich nun weiß, wie sie geladen wird, will ich gleich ein paar Kugeln in die Kammer bringen und die Zündhütchen aufsetzen. Man kann nicht wissen, ob das schlechte Wetter nicht wieder ein paar Wölfe ins Dorf getrieben hat, denen ich dann begegne, wenn ich nach Hause gehe. Aber heute sollen sie mir kommen!“

„Domit machte er sich daran und lud, unter Hermanns Aufsicht, erst zwei Kammer und schließlich alle sechs. Man war frohen mit dieser Arbeit fertig, als von draußen an die Thür geklopft wurde. August Hermann stand auf und öffnete. „Wer ist's?“ fragte er. „Was, Du, Iwan Iwanowitsch?“ rief er unwillig, als der Blickschein von der unter der Zimmerdecke hängenden Lampe auf das Gesicht des verschneiten Ankömmlings fiel. „Was willst Du hier?“

„Ich suche den Boden,“ antwortete Iwan Iwanowitsch finster, ohne über die Schwelle zu treten. „Ich bin hier,“ sagte der Priester aufstehend und sich der Thür nähernd. „Was soll's?“

„So komm herein,“ brummte Hermann, indem er zur Seite trat, um Raum zu geben. Iwan folgte der Auf-

forderung. Er war ein hochgewachsener, schwarzhaariger junger Russe, ungefähr ebenso alt wie Hermann. Ein mürrischer, verdrossener Ausdruck lag auf seinem Gesicht, das sonst nicht unschön zu nennen war. „Womit kann ich Dir dienlich sein?“ fragte Vater Alexei, der sich wieder auf seinen Stuhl niedergelassen hatte, während Hermann sich stehend gegen den Tisch lehnte und den Rücken mit unbehohlenen Ärmeln und Knien musterte. „Ich wollte Dich bitten, Väterchen, mich wieder die Dergel in der Kirche spielen zu lassen,“ begann Iwan. „Das ist unmöglich,“ entgegnete der Priester kühl und abweisend. „Ich habe Dich entlassen müssen, weil Du wiederholt betrunken in die Kirche gekommen bist.“

„Ich will mich nie mehr betrinken,“ rief Iwan ihm ins Wort; „Wenigstens nicht zur Kirchengzeit.“

„Das hättest Du Dir früher vornehmen sollen,“ sagte der Priester. „Nehmt ihr's zu spät. August Hermann wird an Deiner Stelle die Dergel spielen.“

„Was? Der Herrmann?“ wiederholte Iwan zornig, den Gemüthen mit überfüllten Widen messend, die ihn von demselben mit Zinsen zurückgeben wurden. Der Priester nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist sonderbar!

Skizze aus dem Spanischen von E. Meißner.

(Schluß.)

So lebte er einige Jahre glücklich und zufrieden, als er eines Abends zu bemerken glaubte, daß jemand um seine Villa schlich, und später jemand überdachste, der sich am Schloß der Gartenpforte zu schaffen machte. „Da sind Diebe,“ sagte er und beschloß, dies im nächsten Orte anzuzeigen, wo ein paar Weidarmen stationiert waren.

„Wohin gehst du?“ fragte die Frau. „Ins Dorf.“ „Weshalb?“

„Anzuzeigen, daß jemand unser Haus umschleicht.“ Als die Frau das hörte, erbleichte sie ein wenig. Er gab ihr einen Kuß und sagte hinzu: „Ich gehe zu Fuß denn der Weg ist nicht weit, und ich bin bald zurück. Leb wohl!“

Wie er über den Hof ging, trat er in den Stall, stielte sein Pferd und sagte: „Adieu, armes Ding, heut kannst du ruhen, gestern erwidete ich dich sehr.“ Das Pferd, daran gewöhnt, seinen Herrn alle Tage hinhinzutragen, wieherte traurig, als er sich entfernte. Da kam der Hund, um ihn zu umspringen.

„Nein,“ sagte er, „du kannst nicht mit mir ins Dorf gehen, da bestellst du die Kinder an und läufst hinter den Hüthern her und dann gehen sie dir etwas schönen Tages einen Schlag, an dem du genug hast. Deswegen ist nicht.“

Er eilte in das Dorf, besorgte seine Geschäfte, plauderte ein wenig mit dem Richter und kehrte nach seinem Hause zurück. Als er in die Küche kam, war er erschrocken, daß der Hund ihm nicht wie gewöhnlich entgegenkam. „Selbal!“ rief er. „Seine Antwort.“ Er trat in die Bekleidung ein; kein Diener da! — Was Teufel ist das?“ ruft er beunruhigt aus und tritt in den Hof ein. Das erste, was er sieht, ist der Hund in einer Blutlauge an der Stallthür liegend. Einige Stücke zerrißenes Zeug, einige an seinem Mantel hängend, mit blutigem Schaum bedeckte Falten zeigten, daß er sich tüchtig verteidigt, ehe er den Todesstoß empfangen hat.

Andreas ruft seinen Namen, der sterbende Hund öffnet die Augen ein wenig, ver sucht sich zu erheben, wedelt schwach mit dem Schwanz, leckt die Hand, die ihn lieblos und tödtet. „Mein Pferd, wo ist mein Pferd?“ ruft er mit erschütterter Stimme aus, als er die Krippe leer und den Stiel, der es daran band, zerrißten sieht.

Er läuft wie ein Verzweifelter hin aus, ruft seine Frau, nichts antwortet, die Diener eben! omenig; er durchsucht das ganze Haus, alles verlassen, verdet. . . Er eilt wieder hinaus auf den Weg, sieht die Fußspuren seines Pferdes, und er kann nicht länger zweifeln. Er glaubt zu erkennen, daß Räuber, seine Abwesenheit benutzend um ihr Geschäft auszuführen, die Frau mit sich genommen haben, um ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen. „Alles Gelb! mein Blut, die Seligkeit gäbe ich für sie hin!“

„Mein armer Hund,“ rief er aus, als er ihn wieder sah, und eilte wie ein Wahnsinniger den Spuren der Hufe nach. Und er lief, lief ohne zu ruhen hinter jenen Spuren her, eine, zwei, drei Stunden.

„Habt Ihr einen Mann und eine Frau gesehen, beide auf einem Pferde reitend?“ fragte er alle Leute. „Ja,“ antworteten sie. „Wohin ritten sie?“

„Dorthin!“

Und weiter lief der arme Andreas. Die Nacht brach herein. Zimmer erblitzte er dieselbe Antwort auf seine angstvolle Frage; und er lief und lief, bis er endlich im Dorf und am Eingang desselben am Fuße eines Wegweisers, an dem der Weg sich teilte, eine Gruppe Leute erblickte, Tagelöhner, Greise, Kinder, welche neugierig etwas betrachteten, was er nicht erkennen konnte.

Als er dieselbe Frage that wie bisher, antwortete ihm einer aus der Gruppe: „Ja, wir haben das Paar gesehen, und hier liegt das Pferd, welches sie ritten und das hier erschöpft stürzte.“

Andreas blickte nach der bezeichneten Stelle und erkannte sein Pferd, sein geliebtes Pferd, dem eben einige Leute die Haut abziehen wollten. Nur mit Mühe konnte Andreas eine feste Bewegung unterdrücken, doch der Gedanke an seine Frau half sie ihm überwinden.

„Sagt mir,“ rief er aus, „warum halftet Ihr der unglücklichen Frau nicht?“

„Nun wir halten Ihr,“ sagte ein Anderer, „denn ich verkaufte Ihr ein neues Pferd, damit sie ihren Weg so schnell fortsetzen konnten, wie es ihnen wünschenswert war!“

„Aber,“ unterbrach ihn Andreas, „diese Frau ist geraubt worden, der Mann ist ein Bandit, der sie trotz ihrer Bitten und Thränen wer weiß wohin schleppt.“

Die Zuhörer wechselten mitleidige Blicke mit einander, einer aber sagte böshafterweise: „Ach Herr, was für Geschichten wollt Ihr uns da aufreden! — Geraubt? — Sie war es ja, die zur Eile antrieb und ansrief: Schnell, schnell, ich werde nicht eher ruhe sein, als bis ich dies Land auf immer aus dem Gesicht verliere.“

Andreas begriff jetzt Alles: eine Blutmelle verunkelte seine Augen, in denen seine Thränen aufstieg, und er fiel schwer wie ein Loter zu Boden. Sein Gesicht war erschüttert und nach wenigen Tagen war er tot. Man untersuchte den Körper, fand aber nicht den geringsten Schaden daran. Ach hätte man die Section der Seele vornehmen können! wie oft würde der Tod ähnliche Erklärung finden!

„Und starb er wirklich an dem Kummer?“ fragte der junge Mann, indem er fortfuhr, mit seiner Uhrfeste zu spielen.

„Ich sah ihn an, und er konnte in meinem Blick lesen: Halten Sie den Grund nicht für genügend? Er fuhr mit etwas nachdenklicher Miene fort: „Es ist sonderbar! — Ich weiß wohl, was leben heißt; denn als beim letzten Nennen meine Hernina strauchelte, den Sockel tödtete und ein Bein brach, verurachte mir dies Mißgeschick ein schreckliches Unbehagen; aber, offen gestanden, nicht so groß.“

„Ich war sehr erkrankt; da traf eine harmonische, leicht verklärte Stimme mein Ohr, die Stimme des jungen Mädchens mit den blauen Augen.“

„Es ist wirklich seltsam! — Ich liebe meinen Madoro sehr,“ sagte sie und gab ihrem Händchen, welches leise fuhrte, einen Kuß auf die Schenke; aber wenn er mir stirbe oder man ihn mir tödtete, glaube ich doch nicht, daß das werth wäre, den Verlust darüber zu verlieren!“

„Mein Erstkaumen wuchs: diese Leute hatten mich nicht verkandt oder wollten mich nicht verkaufen. Ich wollte mich an den Herrn, welcher so eifrig mit seinem Töbe beschäftigt war und der angeht sich seiner Jahre bleichlich verständnisvoller war.“

„Und was sagen Sie dazu?“ fragte ich ihn. „Nur so hören Sie,“ antwortete er mir; „ich bin verheiratet, liebe und schätze meine Frau; doch gab es einen kleinen häuslichen Zwist, der eine Ausgleichung erforderte; ich duellirte mich und hatte das Glück, meinen Gegner zu verunden, einen angenehmen Jungen, mit dem ich einige Male in der Iberla Kaffee getrunken hatte. Darauf trennte ich mich von meiner Gattin und reiste einige Zeit. . . Wenn ich nach Madrid komme, leben wir wie zwei gute Freunde; aber alles das geschah ohne Aufregung, ohne außerordentliche Velden. Was soll ich Ihnen nach dieser Charakteristik meines Denkens und Lebens über diese großen Gefühlsausbrüche sagen, als daß sie mir — sonderbar, sehr sonderbar — erscheinen.“

Als diese Rede beendet war, blätterten das blonde Mädchen und der Jüngling, der ihr den Hof machte, in einem Heft Karikaturen, und der ältere Herr bereitete sich mit besonderem Behagen eine dritte Tasse Thee, — und ich dachte: es ist natürlich, daß sie bei meiner Geschichte anriefen: „Es ist sonderbar!“

Der gute Ton.

„Mama, warum muß man denn eigentlich die Fische ohne Messer essen?“ fragte ein vierzehnjähriger Badfisch, der in einer Feinsinnigkeit eifrig in einem den deutschen Frauen und Jungfrauen“ gewidmeten Lehrbuch des Anstandes und des guten Tones las, seine noch jugendliche Mutter, die mit gegenüber am Nachmittags-Kaffeetische saß.

„Ich sah, wie ein leichtes Roth die Wangen der wenig über dreißig Jahre alten Frau überzog, ein Roth, wie es

Sich wohl einzustellen pflegt, wenn man sich verpflichtet fühlt, auf eine Frage zu erwidern, ohne daß man recht weiß, welcher Antwort man geben soll. Unwillkürlich laubte sie einen Witz zu mir herüber, als wollte sie sagen: Antworten Sie statt meiner.

Sie verstand sie vollkommen und, da ich einlaß, daß der Kleinen durchaus eine Antwort gegeben werden müsse, wenn in ihr nicht ein Zweifel an der Erhabenheit aller ihr erteilten Anstandsregeln entstehen sollten, sagte ich: „Mann ist den Fisch deshalb ohne Messer, weil er sich mit dem stumpfen Gabelstiel leichter theilen läßt, als mit der scharfen Messerspitze.“

Die schon hübsch große Kleine sah mich einen Augenblick schweigend an, so daß ich schon fürchtete, sie würde ihr Examen fortsetzen und mich dadurch am Ende gar in Verlegenheit bringen, aber statt dessen rief sie plötzlich zu meiner nicht geringen Freude: „Danke schön!“ stand auf und weckte ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Raum hatte die Thür sich hinter ihr geschlossen, sagte ihre junge Mutter lächelnd zu mir:

„Glauben Sie denn selbst an Ihre Erklärung? Sie kam mir, offen gestanden, etwas sonderbar vor. Würden Sie mir dieselbe Antwort geben wie meiner Tochter?“

„Nein! Das würde ich mir nicht erlauben.“

„Nun also! Voraus denn mit der Sprache.“

Sie überlegte ein paar Augenblicke und sagte dann: „Daß der Fisch ohne Messer sich bequemer ist, nun, das wird man natürlich ebenso wenig im Ernst behaupten können, wie daß es gefährlich sei, das Messer zum Wunde zu führen, weil man sich leicht damit schneiden könnte. Mindestens ebenso leicht könnte man mit der Gabel sich schneiden. Wenn man ja an die andere Speiseregeln kommt, wie die, daß man den Zeller beim Auslöpfeln der Suppe nicht sich, sondern der Mitte des Tisches zuwenden, daß man sich die Speifen nicht gleich auf einmal klein schneiden, sondern immer hübsch einen Bissen nach dem andern von dem Ganzen trennen soll, da wird die Gefährlichkeit des Gegengleiches sich noch weit weniger als Ursache der Regel anführen lassen. In Wirklichkeit können sich auch alle diese Regeln wie die übrigen Vorschriften des guten Tones herleiten wenig um die Sicherheit und das Wohlergehen der Menschen, die sie befolgen, sondern sie verfolgen einfach den Zweck, den vielen Unterthemen, die es auf dieser Welt zwischen Menschen und Menschen schon giebt, neue hinzuzufügen. So sehen Sie mich nur unglücklich an, gnädige Frau. Wenn Sie mir noch etwas zuzuhören, werden Sie mir auch bald zustimmen. Wenn man beim Speisen Messer und Gabel in gleicher Weise oder nach Belieben in Anwendung bringt, gelegentlich es auch nicht verschmäht, einen Knochen mit den Fingern festzuhalten, so ist das begreiflicherweise das bequemste, weil es eben das natürlichste ist, und deshalb wird es auch von Jedermann aus dem Volke so gehalten. Weil nun aber der „gemeine Mann“ in dieser ungenügenden und ungezwungenen Weise verfährt, bildet sich bei denen, die sich von großen Haufen unterscheiden wollen, sehr bald das Verlangen heraus, es anders zu machen. So erfindet man allerdahin kleine Unterthemen, die allmählich und unmerkbar immer größer und größer werden. Der Gebrauch der Finger wird zuerst gänzlich verhorrt, nur mit Messer und Gabel sollen die Speisen zum Munde geführt werden; dann schränkt man wieder den Gebrauch des Messers ein, es soll nur zum Schneiden benutzt werden, darf aber nie an den Mund geführt werden. Um weitere Unterthemen zu schaffen, wird sehr seltener Gebrauch beim Genießen von Fisch verboten, ferner soll es immer in der rechten und linken Hand nicht in der linken Hand gehalten werden, in die allein die Gabel gehört. Im Laufe der Zeit nehmen dann die ursprünglich ganz willkürlichen Abweichungen von dem Gewöhnlichen und Natürlichen den Charakter geistiger Vorschriften an, gegen die sich keiner auflehnen kann, der als wohlerzogen gelten und zur guten Gesellschaft gehörig betrachtet werden will. Was dieser ursprünglichen Willkürlichkeit der Regeln des sogenannten Tones, die immer nur darauf ausgehen, etwas Besonderes zu schaffen, erklärt sich auch ihre Verschiedenheit in den verschiedenen Ländern.

„Und wie mit den Speiseregeln verhält es sich auch mit denen betreffend der anderen Gebiete des Verkehrs und Umganges. Das Natürlichste ist, daß Männlein und Weiblein nebeneinander herzufröhen, wie der Zufall es eben fügt; da nun der Zufall aber keinen Unterschied macht zwischen Gerechten und Ungerechten, so wenig wie zwischen Vornehmen und Geringen, kam man ihm zu Hilfe und dekretirte die rechte Seite als die Ehrenseite, so dem schüneren und zarteren und besseren Theile der Menschheit zukommt.“

„Spotten Sie nur!“ rief meine Zuhörerin, mit ihrem Finger drohend. Ich aber fuhr eifrig fort:

„Das zu bemerken und nachzuahmen, war nun eben nicht gerade schwerlich, und so beanpruchte sehr bald auch das letzte Dienstmädchen, wenn es mit seinem Schah spazieren ging die rechte Seite als den ihr vor Gott und der Welt gebührenden Ehrenplatz. Da erstand aber für die oberen vielen Bedenken die Nothwendigkeit, wieder Abhilfe zu schaffen, denn wenn die rechte Seite auch in den untersten Schichten als Ehrenseite betrachtet wurde, so blieb da die Diffinition? Nun hat aber der Mensch nur zwei Seiten; darum war dem Uebel sehr leicht abzuhelfen, und wenn die rechte Seite nicht mehr die Ehrenseite sein sollte, so muß es eben die linke sein. In Frankreich, das in allen Fragen des guten Tones, der Mode wie der Toilette noch immer tonangebend ist, wurde diese Parole zuerst ausgeprochen und sie wird dort bereits auch derart allgemein befolgt, daß die oberen Schichten sich nothgedrungen bald wieder auf die rechte Seite begeben werden; schon jeder Kleinbürger führt in Paris heute seine

Dame am linken Arme. Bei uns pflegen derartige Veränderungen ja immer langamer durchzuführen, und es ist innerhalb der nächsten Jahre kaum zu befürchten, daß dem Militär wird erlaubt werden müssen, den Säbel auf die rechte Seite zu schallen. Der Reitersmann wieder ist befähigt ein ganz anderes Wesen als ein Fußgänger und muß immer auch etwas Apartes haben. Daher war es nur natürlich, daß es für ihn immer als Pflicht galt, die Dame links reiten zu lassen. Selbstverständlich sagte er nicht, daß es das bloß that, um etwas Besonderes zu haben, er wußte das vielleicht nicht einmal, sondern er motivirte diese Abweichung von der Regel damit, daß er vorgab, nur aus Rücksicht auf das nach links herabfallende Knie, das erst zur Geltung komme, wenn es frei sichtbar bleibe, sich auf der rechten Seite zu halten, gerade wie der Parler im Anfang, als das Darreichen des linken Armes an die Dame noch nicht allgemein Mode war, die Reiterer damit zu erklären suchte, daß der Mann allzeit den rechten Arm frei haben müsse, um stets zur Vertheidigung seiner Dame bereit sein zu können. Ebenso schloß es nicht an einem ganz plausibel klingenden Grunde, um das Recht, respektive die Pflicht der männlichen Wesen, beim Treppengehen den sonst überall der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes eingeräumten Vortritt für sich in Anspruch zu nehmen, genügend zu motiviren. Natürlich geschieht das mit Anstandsbrüchigkeit; der Herr könnte, wenn er hinter der Dame emporsteigt, mehr von ihren reitenden Füßchen erschauen, als für die Ruhe seines Herzens gut wäre. Nun, wer wirklich einmal in die Lage kam, auch auf der Treppe Damen den Vortritt zu lassen, wird wissen, daß selbst das prädestinirte Gemüth sich dadurch nicht wird beunruhigt fühlen können. Gründe sind eben immer und überall wohlfeil wie Brombeeren, namentlich wenn sie dazu da sind, die eigentlichen Motive zu verschleiern.“

„Eigentlich also,“ unterbrach mich meine Zuhörerin, „liegt all den Vorschriften des guten Tones nichts weiter zu Grunde, als eine Art von Hochmuth, das Bestreben, etwas Anderes zu sein, als die Uebrigen.“

„Ich habe mich zwar nicht so scharf ausgedrückt,“ entgegnete ich, „aber wenn man ehrlich sein will, wird man zugeben müssen, daß alle Kultur aus diesem Absonderungsbestreben hervorgegangen ist. Das Natürlichste ist das Ursprüngliche und Allen Gemeinsame; sobald der gemeinsame Boden verlassen wird und Nebenwege eingeschlagen werden, mit anderen Worten, sobald unter den Menschen Rang- und Standsunterschiede platzgreifen, bildet sich auch das Bedürfnis heraus, auch äußerlich nicht nur in der Kleidung, sondern auch in der Lebensführung und Lebensform den Unterschieden erkennbar zu machen. Je tiefer die Unterschiede der Stände sind, um so tiefer werden sich auch ihre Lebensgewohnheiten von einander unterscheiden und je mehr die unteren Stände sich bemühen, die oberen in ihren Außerlichkeiten nachzuahmen, um so mehr werden diese natürlich es sich angelegen sein lassen, die Nachahmung durch komplizirtere Gestaltung der vorzunehmenden Lebensregeln oder ihre gänzliche Aenderung zu erschweren. Und aus diesem Bestreben des Kleinen, es den Großen gleichzutun, und dem Bemühen der Großen, stets etwas Besonderes zu haben, erklärt sich auch die Mode und ihr häufiger Wechsel. Je mehr der Unterschied der Stände verwickelt ist, je schneller die Unteren die Oberen im Nachahmen nachahmen, um so schneller wechselt die Mode. Daher ist leicht begreiflich, daß die Bewohner der kleineren Städte oder das flache Land, auch wenn sie zu den begüterten Ständen gehören, viel länger sich in einer aus der Mode gekommenen Kleidung gefallen, als die Großstädter, und besonders deren weiblicher Theil. Die Bauern, die größtentheils noch an ihrer National- oder Stammesart festhalten, die Kleinbürger der kleinen Städte denken nicht und können nicht daran denken, die neueste Mode mitzumachen; auf ihre Kreise hat die Mode entweder gar keinen oder nur einen ganz allmählichen, äußerst langsam vordringenden Einfluß. Der Landadel jedoch, die sie Honoratoren der Landstädte können daher gleichfalls viel länger sich dem Nachgebote der Mode entziehen, weil sie eben trotzdem immer noch hinreichend von der großen Menge sich unterscheiden. In den Großstädten aber mit ihrem größeren Wohlstande, wo das öffentliche Leben äußerlich weit nobeliter und schablonirter erscheint, wo die inneren Gegensätze dafür aber um so schärfer sind, wechselt die Mode in allen ihren Formen, und zu diesen gehört ja auch der gute Ton, naturgemäß viel schneller. Die kleine Schneiderin, die sich sehr bald das neue Kostüm angefertigt, das sie eben erst einer großen Dame geliefert hat, zwingt diese dadurch, sich bald wieder ein neues in anderer Form zu bestellen. Der Kleiner, der sich eben so trägt und seinen Stock ebenso balancirt, wie er das von seinem „kavaliermäßigsten“ Gast gesehen hat, zwingt diesen, sein Hirn mit einer neuen Nuance abzumartern. So sind auch die Regeln des guten Tones in steter Bewegung, in einen ewigen Kreislaufe, wie alle Uebrige in der Welt.“

„Wenn vis-à-vis hatte bisher schweigend mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, jetzt aber jagte sie, während ihre Blässe durch das Fenster sinen in die Ferne schweiften: „Wenn man das Alles so bekennt, sollte man es kaum glauben, daß die Menschen, die darauf stolz sind, geistig hochstehende Wesen zu sein, an solche Außerlichkeiten und Nichtigkeiten ihr ganzes Herz hängen. Und doch, ich muß eingestehen, trotzdem Ihre Ausführungen mich durchaus überzeugt haben, wenn man jetzt von mir verlangt, ich sollte all die bisher gewohnten und getrennt beobachteten Umgangsformen fallen lassen, ich würde es nicht fertig bringen!“

„Das ist nur zu begreiflich!“ entgegnete ich. „Der Macht der Gewohnheit entzieht man sich nicht so leicht. Und dann wäre es auch vielleicht unrecht, alle jene Regeln

und Gebräuche, die man unter dem Begriff des guten Tones zusammenfaßt, verworfen zu wollen. Dem allzu Nüchternen und Außerlichen wird sich ein einigermaßen innerliches und gefühlvolles Gemüth ja doch nie unterziehen. Aber insofern jene Regeln zugleich eine angenehme Geselligkeit fördern, oder die Einzelnen alles vermeiden lassen, was den Andern unangenehm sein könnte, sind sie gewiß nicht von Uebel. Denn, Jemanden neben sich zu haben, der die Zunge laut hinunterstürzt, einen am Knie zu spitzen, mit der Spitze schnalzt oder gar mit den Fingern in das Gesicht fährt, ist wirklich nicht immer angenehm. Uebrigens — wenn man unter Beiseitlassung alles Formeltrams in Jedem nur das Gefühl, selbst zu empfinden, was sich schickt und paßt, gere gemacht und alles Uebrige der individuellen Nelung und Anlage überläßt, dann wird man nicht mehr genüthigt sein, um sich vor Nachahmung zu schützen, zu allerhand Extravaganzen zu greifen.“

„Meine Zuhörerin sagte nichts, aber sie drückte mir kräftig die Hand — kräftiger vielleicht, als der gute Ton es vorschreibt, aber ich war darüber nicht böse.“

Dr. G. Löwen.

### Das Dasein.

Einiges Hangen, Schauen und Bangen,  
Tränen und Seufzer ohn' End und Zahl;  
Brennende Liebe, glühend Verlangen,  
Seligtes Glück und verzehrende Qual!  
In der Gedanken weiten Schranken  
Zweifelndes Wagn im Suchen nach Glück.  
Ein wüthendes Himmel und tolle Schwärmen,  
Das ist des Daseins wechselnd Gesicht.  
Heubig. 64.

### Näthfelcke \*)

#### Näthfel.

Ich bin beständig wandelbar,  
Denn ich immer auf der Erde  
Wald reich hoch ist in jedem Jahr  
Unwandelbar erdigen werde.  
Der Nüchternheit nicht in mir wohnt,  
Verstehet einig nur der Mond.  
Denn der zur rechten Zeit nicht doll,  
So kommt ich unerbittlich spiter.  
Denn das ich auf ihm werten soll,  
Bestimmen einst die Kirchengüter.  
Jedoch wenn Tag und Nacht ich gleich  
Im Frühling und dann amwärts nicht  
Im Firmament des Vollmonds Schein,  
Treff ich am Sonntag ein,  
Als Bote einer troden Kunde,  
Die tröstlich einst im Grabesnacht  
Erörte aus der Engel Munde:  
Erwach, Erwach!

#### Näthfelcke \*)

#### Näthfel.

Menschen sind es, ganz gesund,  
Haben mehr als einen Mund.  
Wer mir das erklären kann,  
Sage seine Lösung an.  
Nimmst du von der Liebe Gabe  
Dir's letzte Zeichen fort,  
Und stellst dich an erste Stelle  
Zeit dir das neue Wort  
Der Gott der bei den Alten  
Der Liebe bell'et Wort.  
R. G. Southam.

#### Die Aufstellungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einbringen, werden dann auch veröffentlicht.

#### Aufösungen der Näthfel aus letzter Sonntags-Nummer.

Auflösung des 1. Näthfels: Ost-Tab.

Auflösung des 2. Näthfels: Witte.

Auflösung des 3. Näthfels: Kegeltöng.

Richtige Lösungen: Nr. 1 und 3: V. Herzberg, Nr. 1: H. Hoffe, Nr. 1: G. Dreyhaupt.

\*) Nachdruck verboten.

### Wüthige Gste.

— Vergnügungszug. „Weißt Du, Louis, wer mit dem Vergnügungszuge heute hier eintrifft?“ „Na, wer denn?“ „Meine Mama.“ — Was, ein Zug, der eine Schwelgermutter bringt, den nennt Du einen Vergnügungszug?“

— Feines Gchör. „Gastin (sehr laut singend): O hitz euch, liebe Vögelchen.“ „Gatte: „Amalie, ich mache dich darauf aufmerksam, daß alle Vögel ein sehr feines Gehör haben.“

— Ein! „Schuster: „Denk Dir nur, freundster, fünf Nahtstiele hab' ich schon meiner Kunde, dem Herrn Mayer, geschrieben, und er rütht sich gar nicht! Schmeiber: „Wir leben halt in der Zeit der Brief-Tauben.“

— Gleiches mit Gleichem. Dame (höflich): „Es geniert Sie wohl nicht, mein Herr, wenn ich rauche?“ Der zarte Jüngling: „D nicht im mindesten. Nur vertrag ich's schlecht. Aber wenn Sie dann mein Unwohlsein nicht geniert.“

— Auch das noch. Gläubiger: „Was? Schulden machen und nicht zahlen? Im Frater fahren? Was auch noch heraus gehen?“ Schuldner (äußerst schmerzhaft bereut): „Also nicht einmal grüßen darf Sie mehr?“

— Aus dem Baderleben. Ein Herr leht sich zu einer jungen Dame, deren Bekanntschaft er eben gemacht hat, in einen Strandkorb. Sie sind ungeduldet, er nimmt die Gelegenheit wahr und drückt einen Kuß auf ihren trostigen Mund! Darauf rüt Sie entrüstet: „Aber solche Unverschämtheit! Gleich das erste Mal!“

— Etwas vom Küssen und Lieben. Welches ist die rechte Zeit zum Küssen? Jeder Augenblick! — Auf den ersten geriebenen Kuß folgen in der Regel tausend freiwillig gegebene.

— Die Liebe ist von Empfindungen und sitzt an Gedanken. — Wer zum ersten Male liebt, ist ein Gott, wer zum zweiten Male liebt, ein Eselmann.

— Wichtige Toilettenfrage. „Toiletten, soll ich mir walchen vor befeuert oder vor gelochten Taille?“

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.

Verlag und Druck von R. Meischmann in Halle Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.